

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 24.

Donnerstag, den 29. Januar.

1925.

(39. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

„Ich bitte dich, Tante Olga, sei doch nicht so entsetzlich penibel, frage doch nicht immer?“ sprach Oskars etwas lautstimmende Stimme in diese Gedanken hinein. „Nimm dir doch einfach, was du haben möchtest; für uns ist dies alles ja nur ein unnützer Ballast, mir brennt der Boden unter den Füßen, ich habe ein paar wichtige Fälle in Berlin und muß nun hier sitzen und Möbel sortieren. Mein Herr Bruder von der Palette ist für dergleichen nicht zu haben, meine Frau noch weniger. Willst du es glauben — wie ich neulich geschlagene anderthalb Stunden im Dorf war, beim Schäfer und dann noch beim Gärtner, und ich beiden, Eugen und Gabriele, aufgetragen hatte, eine Liste aufzusetzen — was hatten die geehrten Herrschaften getan? Ein Edelschränken ausgeräumt und ein paar Bilder besehen, das war alles! Von einer Liste keine Spur! Ein großartiges Resultat, wie?“

Eugen warf unmutig den Kopf zurück: „Mein Gott, wir verstehen uns eben beide nicht auf solche Dinge, das ist das Ganze! Ich hatte mich in Erinnerungen an unsere Mutter, an unsere Kinder- und Knabenzeit vertieft —“

„Ja, das sieht dir ähnlich!“ spottete Oskar. „Ich kann mir denken, mit welcher Hingabe Gabriele dir zugehört hat.“

„Gewiß tat sie das! Sie hat unsere Mutter wirklich lieb gehabt und entbehrt sie schmerzlich.“ Mit einer Handbewegung tat Oskar dieses sentimentale Thema ab.

„Also, Tante Olga, diese geschnitzte Truhe möchtest du haben? Gut! Was sie kostet? Nichts natürlich; ich bitte dich, diese Dinge haben doch für uns absolut keinen Wert, man ist froh, wenn man sie überhaupt los wird.“

„Das ist nun mein Standpunkt nicht!“ warf Eugen sehr betont dazwischen. „Es ist mir aber ein beruhigendes und schönes Gefühl, wenn gerade Tante Olga, die unserer Mutter so besonders nahegestanden hat, möglichst viel von ihren Sachen nimmt.“

Dann beruhigte ihn weiter in seinen schönen Gefühlen und suche dir aus, was du irgend haben möchtest! Du tust ein doppeltes gutes Werk damit.“

Frau Olga sah von einem der Brüder zum anderen. Sie bemerkte es wohl: Eugen hatte eine heftige Erwidderung auf den Lippen, er verschluckte sie aber gewaltsam. Wie unähnlich die zwei einander waren — sowohl äußerlich als auch im Wesen!

Als sie nach einer Weile ging, blieben die Brüder allein.

„Hast du noch etwas Zeit für mich, Oskar?“ fragte Eugen, auf seiner ruhelosen Wanderung durch das Zimmer stehend.

„Zeit? Laß lehen!“ Oskar zog seine Uhr zu Rate. „Noch eine Stunde bis zur Mittagsmahlzeit — meine Dorfpatienten bereits erledigt — Zeit also in Hülle und Fülle. Was soll's?“

„Ich möchte — ich will — ich wollte dir etwas — in Erinnerung bringen —“

„Tu mir zuerst die Liebe und gib deinen Dauerlauf durchs Zimmer auf, ja? In Anbetracht des knappen

Raumes ist es nicht zu vermeiden, daß du an die Möbel stößt und dir den Kopf schwindlig machst — beides ist unnützlich.“ Oskar lehnte sich in einen bequemen Sessel und zündete sich eine Zigarre an: „Du nicht? Sehr empfehlenswertes Kraut — dankbarer Patient mir aus Hamburg geschickt; du solltest wirklich probieren. Nicht? Also, dann: los!“

Eugen setzte sich dem Bruder gegenüber. Es fiel ihm schwer, sich ruhig zu verhalten, er stand offenbar unter einem großen Zwang.

„Erinnerst du dich“, begann er zögernd, die Stimme gehobte ihm nur schwer, „erinnerst du dich, wie wir einmal in Berlin zusammen in einem Theater waren — wir — wir sahen „Pelleas und Melisande“ von Maeterlinck —“

„Herrgott, was willst du damit?“

„Ob du dich an dieses Stück erinnerst, möchte ich wissen?“

„So einigermaßen. Ziemlich verstiegene Geschichte — geheimnisvolles weibliches Wesen wird im Walde aufgefunden — war es nicht so?“

„Ja, von einem älteren Mann: Golo. Er bringt sie auf seine Burg, macht sie zu seiner Gattin, und sein viel jüngerer Bruder Pelleas faßt eine große Liebe zu ihr —“

„Der Welt Lauf!“ bemerkte Oskar phlegmatisch und zog langsam an seiner Importe. „Alte, angejahrte Knaben sollten sich keine jungen Weiber nehmen! Kommt nicht so etwas auch bei Dante vor? An jenem Tage lesen sie nicht weiter! hm?“

„Ganz recht — Francesco da Rimini und Paolo Malatesta! Aber um auf das Maeterlincksche Stück zurückzukommen! Die Brüder kommen in ein unterirdisches Burgverließ, einen feuchten, dunklen Keller, keiner von ihnen spricht, es lastet das unausgesprochene Wort zwischen ihnen — mich hat diese Szene damals besonders gepackt und ergriffen.“

„Nicht nicht. Wenn zwei Leute sich in einem dunklen Keller anschweigen — was ist dabei Passendes?“

„Bis mit einemmal, nach einer schwülen Pause, während der sie einander unverwandt fixieren, der ältere Bruder den jüngeren beim Handgelenk packt und ihm drohend das eine Wort zuschleudert: „Du!“, denn er fühlt, er weiß in dem einen Augenblick, was in dem anderen vorgeht — daß er sein junges Weib begehrt.“

„Ja, aber Eugen“, meinte Oskar gedehnt, „wo willst du eigentlich mit dieser völlig vom Zaun gebrochenen Maeterlinck-Reminiszenz hinaus?“

„Du weißt es wirklich nicht?“

Es war etwas in Eugens Ton, das Oskar aufmerksam werden ließ. Er gab seine nachlässige, halb-liegende Stellung auf und setzte sich straff in seinen Sessel aufrecht.

„N—n—nein!“ entgegnete er langsam.

„Oder — oder — willst du es nicht wissen?“

„Ich kann mir nicht denken —“

„Doch! Denke es dir nur!“

Langsam schüttelte Oskar den Kopf.

„Darf ich dich denn ersuchen, unumwunden und deut-

Nach zu reden? Mit Allegorien und symbolischen Geschichten ist mir nicht gedient."

"Es ist sehr schwer für mich."

"Will ich dir glauben — kann dir aber eine bündige Erklärung nicht ersparen. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen."

Ein Weilchen war es still im Zimmer. Durch das geöffnete Fenster kam Mailuft, Blütenduft und Sonnenschein herein.

"Oskar, bist du glücklich mit Gabriele?" fragte Eugen plötzlich. Mit einem Ruck hob Oskar den Kopf.

"So — weißt du — da wir gerade „unter Brüdern“ und unter vier Augen sind — seltener Kasus übrigens bei uns — so ganz, was man pathetisch „glücklich“ nennt, möchte ich mich kaum nennen. Ich habe mir Gabriele anders gedacht."

"Trotzdem sie alle deine Programm-Bedingungen: jung, schön, gesund, reich, intelligent, restlos erfüllt hat!"

Oskar hob die Schultern.

"Verdenkst du mir das Programm so sehr? Hättest du etwa mit Bedacht eine alte, häßliche, franke, arme und dumme Zukünftige in Aussicht genommen?"

Ein schwaches Lächeln ging über Eugens Gesicht und erlosch sofort wieder.

"Das natürlich nicht, nur weil deine Wahl so ganz mit deinen Vorbedingungen zusammenfiel."

"Zugegeben! Das tat sie! Die Vorbedingungen trafen sämtlich zu. Aber nun kam die Ehe — kinderlos bis jetzt, und ich hatte mir immer Kinder gewünscht —, und die brachte mir die Ahnung, allmählich aber die Gewißheit, daß Gabriele mich nicht versteht, obschon ich keineswegs schwer zu nehmen bin."

"Könnte es auch nicht umgekehrt sein, daß nämlich du sie nicht verstehst?"

Oskar hatte für diese Frage nur ein überlegenes Lächeln.

"Abgesehen davon, daß solch ein kleines Mädchen wirklich nicht so unergründlich ist, so ist es mir, von meinem Standpunkt als Arzt, einfach unmöglich, auf ihre menschenbeglückenden Ideen — auf die zielt du doch wohl hin! — einzugehen. Ich habe es Gabriele ein paar Dutzendmal gesagt, ich sage es jetzt auch dir: ich will nicht, daß meine Frau sich in armseligen Spelunken oder auch in Krankenzälen Ansteckungsstoffe und Bazillen holt — sie ist frisch und blühend —, das soll sie bleiben! Ich will keine barmherzige Schwester zur Gattin haben, sondern eine schöne, gesunde, lebenswürdige Frau, die meinem Hause eine Zierde, meinen Gästen eine angenehme Wirtin ist. Verlange ich zu viel damit? Es scheint so! Denn Gabriele, seitdem sie einsehen muß, daß sie mir gegenüber ihre Marotten nicht durchsetzen kann, hat sich aufs Maulen und Schmollen verlegt — sie spricht ungefragt kaum mehr mit mir und spielt sich als die gekränkte Unschuld auf — ohne jeden Erfolg, wie ich dir wohl nicht zu sagen brauche. Dadurch aber wird mir meine Häuslichkeit nicht gerade angenehmer. Ich wünsche mir eine gleichmäßig heitere, lebensfrohe Frau, die meine Wege mit mir geht, nicht aber eine, die das absurde Verlangen stellt, ich solle die ihrigen einschlagen."

"Absurd nennst du es, wenn ein Mensch dieselben Rechte verlangt wie ein anderer?"

"In der Ehe teilt sich die Rechnung nicht so leicht auf gleich und gleich, mein guter Eugen. Das wirst du auch noch erfahren, wenn du einmal heiratest. Der Mann hat die Richtung zu geben, und die Frau hat ihm zu folgen. Punktum!"

"Und dir kommt nie der Gedanke, ob die Frau — deine Frau! — sich bei diesem Stande der Dinge glücklich oder unglücklich fühlt?"

"Hat Gabriele sich bei dir etwa beklagt?"

"Mit keiner Silbe. Wir haben über deine und ihre Ehe kein einziges Wort gewechselt. Ich bin aber Menschenkenner genug und habe auch aus brieflichen Äußerungen unserer Mutter die Bestätigung meiner Beobachtungen gefunden, um zu wissen —"

"Ach, unsere gute Mutter! Das liebe, phantastische Märchen! Wenn du die als Menschenkennerin heranziehen willst —" Oskars Ton klang mitleidig und geringschätzend.

Fortsetzung folgt.

Mexiko.

Von Leo Matthias.

VII.

Mexikanische Gefängnisse

Man kennt ein Volk nicht, wenn man seine Gefängnisse nicht kennt.

Geht man in die Penitenciaría der Stadt, so sieht man in einem Rondell von vergitterten Böden: in der Mitte: ein eiserner Turm, von dem aus man das Ganze überblickt.

Ein Russe, dem es gestattet war, hier nach der Binet-Methode Intelligenzprüfungen zu machen, empfing mich und führte mich in sein Zimmer. Stellte mich einem seiner Mitarbeiter vor — einem sehr schönen jungen Mexikaner im weißen Sweater — und ließ mich einige Minuten warten.

Ich unterhalte mich sehr angeregt mit dem Sweater-mexikaner.

Als ich mit dem Professor weitergehe, erzählt er mir, daß dieser Mitarbeiter ein Sträfling ist, der 100 000 Dollar gestohlen hat. Aber er hatte sich bisher aufgeführt und durfte sich daher frei bewegen. Er hatte sogar die Erlaubnis, an jedem Samstagabend in die Stadt zu gehen; am Sonntagmorgen war er wieder pünktlich im Gefängnis.

Der Fall war selbst für mexikanische Verhältnisse etwas ungewöhnlich; aber auch die Freiheit, die man den andern Gefangenen gewährte, war außerordentlich groß. Man wohnt selbst die Sträflinge des vierten Hofes (die Klassifizierung geschah nicht nach Verbrechen oder Strafmaß, sondern ausschließlich nach der Fühnung im allgemeinen) nicht zur Arbeit. Dagegen gab man dem, der arbeitete, nach Ablauf der halben Straßzeit die bedingte Freiheit. Jeder Gefangene hatte das Recht, sich seine Beschäftigung zu wählen. Werkstätten, Maschinen für Mechaniker, Tischler, Drucker, Schuster, Weber ... waren vorhanden. Für Analphabeten (80–90 Prozent) gab es Schulen.

Wer wegen Rückfälligkeit, schlechter Fühnung und dergleichen keine Aussicht hatte, vor Ablauf der vollen Straßzeit freizukommen, lungerte im Hof herum. Ließ sich fristieren, die Stiefel putzen, unterhielt sich mit seinen Kindern (denen der Eintritt gestattet war), spielte mit Hunden, mußte unter blauem Himmel, Andere hauptsächlich Indios, schnitten aus Kofoschalen, Obsternen, Knochen kleine Gegenstände (Pfeifen, Rännchen, Bolale, winzige Dominostücken), die auf illegalem Wege hinausgeschafft und verkauft wurden. Man bot mir viele Dinge heimlich an. Jeder Gegenstand war von vollkommener Schönheit.

Es herrschte gerade große Aufregung in einem der Höfe, die ich durchquerte. Ein Major der gegenrevolutionären Truppen, ein junger Mensch von 28 Jahren, der auf Befehl einen Eisenbahnzug überfallen hatte, sollte am nächsten Morgen erschossen werden. Er teilte daraufhin dem Direktor der Anstalt mit: er habe durch Freunde vor wenigen Stunden erfahren, daß er begnadigt worden sei. Aber der Exekutionsbefehl war bisher nicht widerrufen worden. Der Direktor der Anstalt wußte von nichts; das Justizministerium wußte von nichts; der Präsident der Republik, den man telefonisch anrief, war vertriebt.

Es bildeten sich zwei Parteien. Die eine (mit dem Direktor der Anstalt an der Spitze) behauptete: die Geschichte mit der Begnadigung sei erfunden; sie sei ein Trick, um die Exekution zu verzögern. Die andere Partei dagegen war davon überzeugt, daß es sich um den Racheakt irgend eines Unterbeamten handle, daß die Begnadigung tatsächlich ausgesprochen sei, aber daß irgend eine Instanz das Urteil nicht weitergegeben habe mit der Absicht, es erst nach Exekution der Anstalt zuzustellen. Viele Partei wurde geführt von dem Professor, der als Russe jede andere Erklärung für „menschlich unwahrscheinlich“ hielt.

Der Kampf zwischen dem Russen und dem Mexikaner dauerte etwa eine halbe Stunde. Das Ergebnis war, daß man dem 28jährigen Major freistellte, den gesamten Bureauapparat des Gefängnisses zu benutzen, um die Wahrheit seiner Behauptung zu erbrinnen.

Am 16. Mai um 4 Uhr morgens sollte der Major erschossen werden. Am 15. um 2 Uhr nachmittags setzte er sich an das Telefon, diktierte Depeschen, jagte einen Boten nach dem andern in die Stadt, ließ seine Freunde suchen, die gerade auf das Land gefahren waren. Er hatte genau drei Stunden Zeit, denn um 5 Uhr schloßen die Ministerien. Das Begnadigungsurteil war nur zu finden. Solange die Mächtigsten bestanden, in sämtlichen Bureaus der ausländischen Instanzen herumzufragen und bestimmte Beamte möglichst schleunigst auszufragen.

Es war nicht ganz so wie im Film: das Urteil wurde nicht zwei Minuten vor Mitternacht — aber es hat immerhin zweieinhalb Stunden gedauert, bis man es dort fand, wo man es vermutet hatte.

Der Schuldige war ein Kreole.

Ein Indio kann todschlagen, knechten, grausam sein; aber Gemeinheiten dieses Genres wird er nicht beuehen.

Das Leben eines Mexikaners, der nicht gerade ständig in der Stadt lebt, ist noch heute wie vor 100 Jahren fast in jedem Augenblick bedroht.

Wodurch es bedroht ist, ergibt sich aus dem Lebenslauf eines alten Gefangenen der Penitenciaria, eines Militärs, der seine Frau während eines Wortwechsels erschlagen hat.

Ich gebe von den 80 Fällen, die er aufzählt, 18 wieder: 1. Überschritt Brüste einer Mine, die zusammenbrach: stürzte dreimal in den Schacht, weil Bretter saul. 2. Wurde nachts durch Wölfe bedroht. 3. S. nach mir mit Dolch. 4. A. schloß auf mich aus Unachtsamkeit. 5. Wurde mit Steinwürfen bombardiert. 6. Floh aus B., wo ich künftigt werden sollte. 7. Entkam aus der Hacienda X. den Mördern D. und D. 8. Sollte in A. künftigt werden; floh. 9. Sollte in A. gehängt werden; floh. 10. Wurde plötzlich in T. von Giftschlangen überrascht. 11. Rettete mich vor Mord durch eine Frau. 12. In S. vom Pferde fast zu Tode geschleift. 13. Wurde marotisiert, damit ich vom Pferd fallen sollte. 14. Wurde in U. geknechtet; wunderbare Rettung. 15. In T. beinahe gehängt; floh. 16. In S. beinahe künftigt; floh. 17. Wurde schwer verletzt durch Kugel. 18. Sollte gehängt werden; floh.

Furcht ist dem Mexikaner unbekannt. Als man einen Verbrecher fragte, was Furcht sei, konnte er keine Antwort geben. Als man ihn fragte, was Feige sei, antwortete er: Feige ist, wer Angst hat, zu schlagen.

Die Zahl der Totschläge und Morde ist in Mexiko außerordentlich hoch. Es kommen auf 100 000 Einwohner etwa 1000; in Deutschland etwa 3; in Italien etwa 70.

In der Nachtkaschemme.

Von Ernst Enkelbrecht, Berlin.

„In solche Verbrecherteller gehst du, hast du denn gar keine Furcht, der goldenen Uhr oder der Brieftasche beraubt oder gar totgeschossen zu werden?“ So fragte mich entsetzt ein alter Jugendfreund, mit dem mich der Zufall nach langjähriger Trennung in Berlin wieder zusammengeführt hatte und dem ich ein Privatissime über Berliner Verbrechertreiben halten mußte. Fast unglaublich lautete er meinen Schilderungen, die in ihm wohl ein kleines Gruseln erwecken mochten. Aus einer hannoverschen Provinzialstadt war er nach Berlin gekommen, um alte Freunde wiederaufzuheben und sich in dem berühmten „Sündenbabel“ mal etwas umzuschauen. Viel hatte er schon über Verbrechertatorte gehört und gelesen und in seiner Phantasie hatten diese Lokale sich zu furchterlichen Räuberhöhlen gewandelt. Ich versuchte, ihm klar zu machen, daß ich mich in diesen Verbrechertatorten so sicher wie in Abrahams Schoß fühle, und daß auch die Verbrecher außerhalb ihrer „Dienststunden“ meistens ganz höfliche und freundliche Menschen seien, mit denen es sich sogar recht nett plaudern ließe. Meine Ausführungen interessierten Willi in hohem Maße und schließlich bat er mich, ihm doch mal solch ein gemütliches Verbrechertatort zu zeigen. Gern willfahrte ich seinem Wunsche und um 1.30 nachts stehen wir beide am Eingang des „Blauen Strumpf“, des laubsticken Kalkemmentellers Berlins. Karl, der „Spanner“, mustert uns einen Augenblick, öffnet uns dann aber so leicht die Tür, durch welche wir 12 Stufen hinunter in einen Kellerflur gelangen. „Nachtkaschemme, die Herren!“ fordert eine tiefe Männerstimme einen Obulus. Und dann sind wir in einem geräumigen Kellerräumen, an dessen Wänden uns Holztische mit Bänken und Stühlen zum Verweilen einladen. Wir haben Glück und erwischen an einem Tische noch gerade zwei freie Stühle. Auf die wir uns niederlassen. Interessiert mustert Willi die Gesellschaft. Etwa 60 Personen zählt er. Das weibliche Geschlecht ist zahlreich vertreten, auch rechts und links von uns locken die Augen zweier hübscher, laubster innerer Mädel. „Sind dies denn nun alles Verbrecher?“ fragt mein Freund und seine Augen weisen auf die vielen auf und laubst gekleideten Männer und Frauen, zwischen denen sich nur hin und wieder ein trugentloser Geselle mit und ohne Knüpfstich wahrnehmen läßt. Einträchtig sitzt alles zusammen, eng aneinander geschmiegt. Hier sieht man einen Smoking neben der Messagerie und dort bildet die Eleganz eines lebenslustigen jungen Mädchens, welches die Neugierde und Abenteuerlust hergeführt, einen eigenartigen Kontrast zu der Schürze und der schäbigen Aufmachung einer alten Venusstünderin.

„Kaffee, Tee, kalte Bouillon?“ fragt der weißstirnlige Kellner. „Kalte Bouillon, das ist ja meine ganze Leidenschaft“, erwidert erfreut Freund Willi und bestellt dementsprechend für uns beide. Wenige Minuten später stellt der Kellner zwei klaren Bier ohne Glas vor uns hin. Enttäuscht will Willi reklamieren, macht dann aber doch gute Miene zum bösen Spiel und läßt sich „Kalte Bouillon“ aus der Flasche gut schmecken. Auch sonst kommt mein Freund, er hatte wohl doch gedacht in ein überstreichendes Kellerröckchen zu kommen und ist angenehm enttäuscht, solch freundlichen und laubsteren Raum vorzufinden. „Ja, dafür lohnt schon Onkel Hans“, erklärte ich ihm, „den mußt du noch kennen lernen.“ Und da steht schon „Onkel Hans“, der „Boos“, vor uns. „Guten Tag, Onkel Hans“, begrüße ich ihn. „Ich habe heute mal Besuch mitgebracht, er ist vom Bau, war früher ein gefährlicher Verbrecher und auch jetzt wieder empfindet die Kriminalpolizei-Schnulst nach ihm.“ „Onkel Hans“ geht bereitwillig auf den Scherz ein und fragt Willi nach seinem Entlassungschein aus dem Gefängnis. „Wenn die „Volente“ kommt, kommst du sofort zu mir, dann führe ich dich durch einige Keller in ein Nachbarhaus und lorge dafür, daß sie dich nicht kriegen.“ „Herst „Onkel Hans“ weiter.

„Onkel Hans“ macht uns auch mit seinen anderen Gärten bekannt. Wir sehen hier „Dollbrägenhermann“, „Bauernlust“, den „Blasen“, „Doktorwill“, „Bomme“, „Schladerichard“, „Sängertranz“, „Hundejuck“, „Leichenrobert“, „Madenpaul“, die „Kieler Trude“, die „Englische Meta“, „Stiefelstetse“, „Zementerna“, „Kognatbetin“, „Maraoi mit der kalten Hand“, „Judenelle“, die „Japanische Erna“, „Palaislotte“, „Salome“ und andere mehr. In einem kleinen Tisch in der Ecke führen zwei Männer und zwei innere Mädchen flüsternd eine Unterhaltung. „Onkel Hans“ kennt sie noch nicht lange, es sind vier „Neue“, der berühmte „Ruppige Heinz“, der „Braune Emil“, mit ihren beiden „Bräuten“, der „Kostkate“ und der „Hunschmeta“. „Onkel Hans“ kennt seine Kundschaft und versteht sie richtig zu behandeln. Friedfertig und gemütlich sind heute alle. Sie erzählen sich gegenseitig ihre Erlebnisse, ihre Erfolge und ihr Bed. „Geiaentrans“ und „Zitterotto“ lorgen für musikalische Unterhaltung und „Friedericus Rex“ folgt auf „Die Anagratke“ und der „Frühling von Berlin“ auf „Die Nacht am Rhein“. „Onkel Hans“ verrät uns, daß es ihm zunächst sehr schwer geworden wäre, sich Autorität zu verschaffen, und daß auch er habe Lehrgeld zahlen müssen. Man habe ihn zuerst häßlich behandelt und zweimal sei ihm seine Brieftasche und einmal seine Uhr von irgend einem undankbaren Gaste auf Nimmerwiedersehen entführt worden. Jetzt sei er aber vorzüglich mit der Ehrlichkeit seiner Freunde ihm gegenüber nicht auf eine zu starke Probe zu stellen, adge er es vor, Uhr und Brieftasche zu Hause zu lassen. Diese Erzählungen machen meinen Freund unruhig und als ich mich beruhigend an ihn wenden will, sehe ich gerade noch seine goldene Uhr in seiner hinteren Holentafel verschwinden. „Besser ist besser“, flüstert er mir zu. Dann schilbert uns die neben uns sitzende „Zementerna“ ihre Erlebnisse. Aus alter Adelsfamilie, mit 18 Jahren verführt, aus dem Elternhaule entlaufen, sei sie jetzt Tänzerin in einem Kabarett geworden und Sklavin des Kofains, des „Kements“, wie es in diesen Kreisen genannt wird. Willst ist tief erschüttert und will sie retten, doch sie lehnt bescheiden, aber bestimmt jede Hilfe ab. „Ihr sei doch nicht mehr zu helfen, klagt sie. Aber eine Zigarette nimmt sie dankend an, das tut auch die „Japanische Erna“, die sogar gern einen Tee, auf deutlich Kognat, akzeptiert und auf unser Wohl trinkt.

Mein Freund hat genug gesehen, ihm hat vor allen Dingen das Lebensdrama der „Zementerna“ zu denken gegeben und er drängt zum Aufbruch. „Als wir uns anschauen, die steile Treppe, die uns wieder ins Freie bringen soll, zu erklimmen, fällt unser Blick auf mahnende Worte:

Ob's regnet, ob's schneit, in finsterner Nacht
Hält draußen der Spanner kein sichere Nacht.
Verachtet nicht den Mann, denn es treibt ihn die Not
Uns tägliches Leben, ums tägliche Brot!

Auch wir vergessen ihn nicht. Leise öffnet er die Tür und „Kognat“ behutsam die Straße hinauf und herunter. Erst dann, nachdem er sich vergewissert hat, daß die Luft rein und feiner von der „Volente“ in Sicht ist, läßt er uns heraustreten in den frischen klaren Herbstmorgen.

Welt u. Wissen

Seit wann tätowieren sich die Menschen? Das Tätowieren ist ein uralter Brauch des Menschengeschlechts, der auch heute in unseren Zonen nicht aussterben ist. Der Ausdruck „Tätowieren“ kommt von dem lateinischen Wort Tatu (d. h. gerade, kunstgerecht). Tabiti, eine zu den Gesellschaftsinseln gehörende kleine Insel in der Südsee, hat also diesem allgemeinen Brauch den Namen gegeben. Dem Tätowieren vorausgegangen ist die Körperbemalung. Saco von Berulam (1561–1626) hat in seinen „Cosmetica“ die Geschichte solcher Farben zur Körperbemalung bis ins biblische Altertum zurückgeführt. In Wirklichkeit sind diese viel älter. Schon in paläolithischen Wohnstätten, z. B. an der Schußnauelle in Oberschwaben, hat man farbige Erden, mit Kennzeichnung angeriebene Farbpasten aus Eisenrot gefunden, die ohne Zweifel zum Bemalen und Färben des menschlichen Körpers verwendet wurden. Nach Kautsch hat sich aber der paläolithische Mensch nicht mit dem bloßen Bemalen begnügt, sondern sich auch mit seinen Feuersteinmesserchen tätowiert. Das Tätowieren ist also wohl so alt wie die Menschheit selbst. Sein Ursprung wird von manchen Forschern darauf zurückgeführt, daß die Tätowierungen die Kleidung ersetzt haben, weil sie mit dem Zunehmen der Kleidung allmählich zurückgehen. Vieles scheint aber gegen diese Annahme zu sprechen, so die Tätowierungen am Gesicht. Außerdem soll die Sitte des Tätowierens auf religiöse und erotische Beweggründe zurückzuführen sein.

Das Pferd und das Auto. Von Hause aus ist das Pferd ein Steppentier und ein fliehender Pflanzenfresser, der namentlich von den großen wilden Rassen viel zu leiden hat. Kennt ein Pferd noch sein Auto, so wird es naturgemäß zum Scheuen und Durchgehen neigen. Warum soll es sich bei seiner Schnelligkeit auf einen Kampf mit einem größeren Feind einlassen? Hat es sich allmählich von der Grundlosigkeit seiner Furcht überzeugt, so läßt es sich durch ein ratterndes Auto nicht mehr aus der Ruhe bringen. Dieses Gewöhnen an Dinge, die ihm ursprünglich gar nicht geheimer erschienen, zeigt immerhin einen erheblichen Grad von Anpassung an die vorhandenen Verhältnisse.



Vergiß nicht . . . !

Vergiß nicht, den Boden frisch gepflanzter Bäume und des sehr empfindlichen Spalierobstes mit Laub, kurzem Mist oder Fichtenreisern zum Schutze gegen die Kälte abzudecken.

Vergiß nicht, die Stämme junger Bäume gegen die Hasen zu schützen, wenn du weißt, daß diese Tiere durch die Einfriedigung deines Gartens durchschlüpfen können. Als einfaches Mittel wird empfohlen, eine Schnur auf 40 bis 60 Zentimeter Höhe von Baum zu Baum zu spannen und daran alle 30 Zentimeter einen Tuchlappen zu befestigen, der sich im Winde bewegt und den scheuen Hasen vertreibt. Werden Bäume gefällt oder Äste entfernt, so darf das Holz nicht im Garten liegen bleiben, schon wegen der daran haftenden Schädlinge; zudem sieht es auch die Hasen an. Wo es sich nur um wenige Bäume handelt, binde man ihre Stämme mit Stroh, Schilf oder Reiser ein oder stelle ein Drahtgittergelenk um dieselben. Auch ein Bestreichen der Stämme vom Boden bis zu ein Meter Höhe mit einem Gemisch von Rindergalle und Lehm oder einem solchen von Kuhmist und Blut, dem ebenfalls etwas Lehm zur besseren Bindung zugegeben werden kann.

Vergiß nicht, deine Beerensträucher zu verjüngen, indem du alles alte, abgetragene Holz entfernst und dafür 4 bis 5 junge, kräftige Triebe stehen läßt. Gleichzeitig lichte auch die Krone aus. Alle zu dicht stehenden und in die Krone hineinwachsenden Zweige sind zu entfernen sowie die über die anderen hinausragenden Triebe zu kürzen.

Vergiß nicht, Stedlinge von fruchtbaren Johannisbeeren und Stachelbeeren schon jetzt zu schneiden und sie am Nordrand deines Hauses einzuschlagen. Anfangs März sind sie auf ein gutgelodertes Beet bis zum obersten Auge zu pflanzen.

Vergiß nicht, deine Obstvorräte im Keller alle 2 bis 3 Tage genau durchzusehen und die angefaulten Früchte zu entfernen. Bedecke sie auch im hellen Keller mit Zeitungspapier und lüfte bei mildem Wetter fleißig die Fenster.

Vergiß nicht, die Stedwiebeln in einem Sackchen in die Nähe des warmen Ofens zu hängen. Sie müssen allmählich eintrocknen, sonst schmecken sie später leicht.

Vergiß nicht, deine Gemüsesamereien zu ordnen. Jetzt hast du Zeit, sie durchzusehen, zu reinigen und in Tüten zu füllen. Neue Samereien bestelle bald.

Vergiß nicht, deine Gemüße im Einschlager oder in der Mitte öfters durchzusehen und alles faule zu entfernen, um der Fäulnis zu steuern. Einer besonderen regelmäßigen Kontrolle müssen auch die Kartoffeln in diesem Winter unterworfen werden, weil die Knollen sehr zur Fäulnis neigen und dann die nächstliegenden anstecken.

Vergiß nicht, eine Futterstelle in deinem Garten zu errichten und sie schon beizeiten mit geeignetem Futter (Hansfäulen, Sonnenblumenkernen und Mohnkörnern) zu besäen, daß die Vögel, besonders die Meisen, in Zeiten der Not nicht lange umher zu irren brauchen.

Vergiß nicht, deine Pflanzen im Überwinterungsraum, sobald die Erde an der Oberfläche abgetrocknet ist, zu begießen, damit die Wurzeln nicht verfaulen. Bei dieser Gelegenheit entferne auch dürre und faule Blätter.

Vergiß nicht, deine Nadelbäume im Garten trotz Schnee und Regen hier und da durchdringend zu gießen. Die dichten Zweige halten die Feuchtigkeit ab. Es geben mehr Nadelbäume infolge der Trockenheit ein, als sie der Kälte unterliegen.

Vergiß nicht, deine immergrünen Sträucher und Nadelbäume bei starkem Schneefall bald vom Schnee zu befreien, damit ihre Zweige nicht unter der Last desselben zusammenbrechen und die schädliche Säure, die mit dem Nauche in die Luft entweicht, ihren Blättern schadet.

Vergiß nicht, blühende Topfpflanzen in einen kühlen Raum zu stellen, wenn sie dich lange durch ihren Blütenflor erfreuen sollen.

Vergiß nicht, den Rasen mit kurzem verrottetem Mist oder nährhafter Komposterde zu bestreuen. Stoffen, die während des Winters ausgelaugt werden und dem Grase wichtige Nährstoffe zuführen.

Überwinterung der zum Samentragen bestimmten Gemüsearten.

Die meisten Kohl-, Wurzel- und Knollengewächse tragen im ersten Jahre keinen oder doch nur unvollkommenen Samen. Will man von diesen Gewächsen dennoch Samen ziehen, so ist es nötig, nachstehendes auf bewährtes Verfahren anzuwenden. Im Herbst, wenn Nachtkrüfte zu befruchten sind, wähle man die schönsten, zur Samenzucht geeigneten Pflanzen aus, nehme sie vorsichtig mit gutem Wurzelballen aus der Erde und lege sie in Töpfe, gieße sie gut an und stelle sie an einen hellen, frostfreien Ort, an welchem auch nach Belieben Luft zugelassen werden kann. Wer nicht Töpfe zur Hand hat oder nehmen will, bringe die Pflanzen in der angegebenen Weise in den Sand oder in leichte, nicht zu trockene, auch nicht zu

nasse Erde, jedoch so, daß sie aufrecht stehen und sich gegenseitig nicht berühren. Hier bleiben sie aufrecht stehen bis zum April, wo sie dann herausgenommen und in das vorbereitete Beet gepflanzt werden. Auf diese Weise behandelte Pflanzen bleiben an den Wurzeln und Wurzeln gesund; Erbsen und anderes Ungeziefer können den Blattläusen dieser Pflanzen nichts anhaben, denn diese sind hart, während die im warmen Keller überwinterten weich und zart sind.

Ausläufe.

Beständig der Ausläufe für Geflügel merke man folgende Regeln:

1. Man mache sie so groß wie möglich.

2. Man lege für eine durchlässige Bodenschicht, damit sich keine Wasserlachen bilden können. Da wo kein Graswuchs möglich ist, bringe man auf einer Unterlage von grober Asche eine etwa 25 Zentimeter hohe Schicht von feiner Asche und Sand auf.

3. Kleinere Ausläufe sollen jährlich einmal umgearaben und mit Koggen angefüllt werden, dadurch wird einer Verfestigung des Bodens vorgebeugt. Wo Umgearaben nicht möglich ist, bringe man eine neue Sandschicht auf.

4. Halte die Ausläufe stets sauber und bepflanzt sie, wenn möglich, mit Bäumen und Strauchwerk, denn Schatten ist dem Geflügel eine Wohltat und viele Farbschläge können der Sonne nicht ausgelekt werden, da dann die Farbe sehr leidet, z. B. weiße und silbertarbige Hühner.

5. Ausläufe sollen auch Schutz gegen raube Winde und Zugluft haben. Solchen Schutz kann man durch Anpflanzen von Fichten, Taxis usw., oder wo das nicht geht, durch Benähen der Einfriedigung mit Sackleinen herbeiführen.

6. Sät man mehrere Stämme nebeneinander, dann wird es in den meisten Fällen angebracht sein, die schwebende Einfriedigung mit Sackleinen oder Brettern zu versehen, damit die Dähne sich durch den Raschendraht nicht bekämpfen und dadurch die Rämme verletzen.

Rat und Anregung.

Vom Winterschnitt. Viele, zumal die frühblühenden Sträucher, wie Holunder, Schneeball, Forsythien, Mandelbäumchen, Deutzien, Spiräen und andere mehr, dürfen nicht im Winter geschnitten werden, sonst geht die Blüte für das nächste Frühjahr verloren. Der Schnitt bei ihnen hat sofort nach der Blüte zu erfolgen, dann werden die Büsche nicht zu lang oder unschön, und die Blütenknospen haben im Sommer Zeit, sich zu entwickeln.

Kaninchen-Zungtieren gibt man, wenn möglich, einen großen Laufplatz; im Alter von nahezu vier Monaten müssen die Geschlechter getrennt werden. Vor dem siebenten Monat soll man selbst kleine Kästen nicht zur Zucht stellen lassen; große Kästen nicht vor dem neunten. Die Futtergehirne sind täglich zu reinigen, die Stallungen von Zeit zu Zeit mit Stallausstreichen, um Krankheiten vorzubeugen. Es ist nicht empfehlenswert, seine Tiere von einer Ausstellung auf die andere zu schicken; man kommt dadurch nicht zur Zucht, und wer sich nur teure Tiere hält, um Preise damit einzusammeln, ist kein richtiger Kaninchenzüchter und erweist der guten Sache der Verbreitung der Kaninchenzucht, durchaus keinen Dienst. Ein richtiger Züchter wird stets froh sein, wenn er seine Tiere von einer Ausstellung gesund wieder zurückerhält.

„Grit“ als Hühnerfutter. Unter Grit verstehen wir scharfkantige Steinchen, die durch Zerklüftung von Granit, Marmor und ähnlichem Gestein, aber auch Boraxsalz, Steinsalz und dergl. hergestellt werden und wie die Steinchen, welche das Geflügel bei freiem Auslauf draußen findet und verschluckt, in erster Linie eine mechanische Wirkung haben und die dem Geflügel mangelnden Zähne ersetzen, indem sie durch Reibung im Magen die im Kropfe aufgeweichten Körner zu Brei mahlen. Außerdem wirkt aber auch die im Grit enthaltene Kieselsäure günstig auf die Blutbildung ein. Beim Mangel an Grit ist die Verdauung ungenügend, und das Geflügel adelst nicht. Man setzt Grit am besten in einem Kästchen dem Geflügel zu beliebiger Aufnahme hin.

Rheumatismus bei Hühnern. Krankheitsbild: Schwanken auf den Beinen, Steifheit der Glieder, Zusammenziehen der Beine. Vorherlagung: Kann lange andauern, Heilung in den meisten Fällen. Ursachen: Feuchte Stallung, ungenügender Schutz bei kaltem Wetter. Behandlung: Verrückung der Ursachen; Eintauchen des Fußes in warmes Wasser und Trottelieren. Vorbeugung: Vorsicht bei Anlage des Stalles.

Bei Husten und Niesen der Hühner nützt zuweilen etwas Salzwasser in das Trunkwasser zu gießen. Die Kranken müssen isoliert und warm gehalten werden. Sind die Tiere nicht besonders wertvoll, dann in den Suppentopf, das ist die erfolgreichste Kur.